

DAVID BEZMOZGIS

DIE
FREIE
WELT

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Silvia Morawetz

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

1. Auflage 2012

Die Originalausgabe ist 2011 unter dem Titel *The Free World* bei Farrar, Straus and Giroux, New York, erschienen.

© 2011 by Nada Films, Inc.

Aus dem amerikanischen Englisch von Silvia Morawetz

© 2012, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © robynmac – www.fotolia.com

Autorenfoto: © David Franco

Gesetzt aus der Aldus

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04402-7



ALEC KRASNANSKY STAND AUF DEM BAHNSTEIG des Wiener Südbahnhofs. Ihn umwogte das sowjetische Judentum – von Tallinn bis Taschkent war alles vertreten –, das hektisch und schimpfend sein Hab und Gut in dem wartenden Zug verstaute. Seine eigene Familie steckte mittendrin: Seine Eltern, seine Frau, seine Neffen, seine Schwägerin und vor allem sein Bruder Karl plagten sich verbissen mit Koffern und Reisetaschen ab. Alec hätte ihnen helfen sollen, aber ein Stück weiter hinten auf dem Bahnsteig erregten zwei hübsche Touristinnen seine Aufmerksamkeit. Die eine war brünett und kurvenreich, der südländische Typ, die andere zierlich und blond – gemeinsam bezeugten sie, so als sei das die Absicht, die ganze Bandbreite der Schönheit und des Reichtums der Welt. Die jungen Frauen waren beide barfuß, hatten ihre Leder-sandalen ordentlich paarweise neben sich stehen. Alec folgte einer Linie glatter gebräunter Haut von der Ferse bis zur Wade und zum Oberschenkel, wo sie schließlich auf den ausgefransten Rand einer abgeschnittenen Bluejeans traf. Oberhalb der abgeschnittenen Jeans trugen die Frauen dünne ärmellose Shirts. Sie saßen, lässig aneinandergelehnt, auf ihren Rucksäcken. Ihre Gesichter waren hübsch und leer. Zugfahrpläne und Verpflichtungen waren für sie wohl unwichtig. Menschen hasteten an ihnen vorüber, ein paar Meter weiter führte der Russenzirkus seine groteske Nummer auf, aber sie achteten nicht darauf. Amerikanerinnen, vermutete Alec. Er schätzte sie auf Anfang zwanzig. Er selbst war sechsundzwanzig, wäre aber auch für jünger durchgegangen. In der Schule und an der Universität war er Kurz- und Mittelstrecke gelaufen und hatte nach wie vor die schlanke Gestalt des Leichtathleten. Außerdem hatte er das dunkle wellige Haar seines Vaters. Seit früher

Jugend war Alec sich seiner Wirkung auf Frauen bewusst. In seiner Nähe wurden sie oft zu übertriebenen Versionen ihrer selbst: Die mütterlichen wurden noch mütterlicher, die unreifen noch unreifer, die schüchternen noch schüchterner. Sie wollten nur, dass er ihnen nicht das Gefühl vermittelte, dumm zu sein, und waren dankbar, wenn er das vermied. Seiner Erfahrung nach ließ sich vieles von dem, was gut im Leben war, auf die Dankbarkeit einer Frau zurückführen.

Alec musste sich regelrecht zusammenehmen, damit er die jungen Frauen, die er da sah, nicht ansprach. Dabei wäre es das Einfachste auf der Welt. Er hatte ja Englisch gelernt. Er brauchte bloß hinzugehen und zu sagen: Hallo, seid ihr Amerikanerinnen? Und sie brauchten bloß zu antworten: Ja.

– Von wo in Amerika seid ihr?

– Chicago. Und woher bist du?

– Riga, Lettland. Aus der Sowjetunion.

– Das ist ja interessant. Wir haben noch nie jemanden aus der Sowjetunion kennengelernt. Wohin fährst du?

– Chicago.

– Nein. Wirklich?

– Ja, wirklich. Ich fahre nach Chicago.

– Warst du schon einmal in Chicago?

– Nein, ich fahre das erste Mal dahin. Könnt ihr mir etwas über Chicago erzählen?

– Ja, können wir. Setz dich zu uns. Wir erzählen dir alles über Chicago.

– Danke.

– Nichts zu danken.

Alec spürte Karls Hand auf seiner Schulter.

– Was ist los mit dir?

– Nichts.

– Wir haben noch sieben Minuten, um alles in den Zug einzuladen.

Alec folgte Karl zurück zu der Stelle, wo seine Eltern die Koffer anreichten, damit Karl und Alec sie weiter durch das Abteilstfenster bugsieren konnten. Gleich neben ihnen saß ein älteres Ehepaar

deprimiert auf seinem Gepäck. Andere liefen mit ihren Sachen um die zwei herum und halfen ihnen nicht nur nicht, sondern sahen an den Gesichtern vorbei. Alte Leute, die kläglich auf ihren Koffern saßen, waren ein gewohnter Anblick geworden.

– Ich seh sie, sagte Karl. Beweg dich, und wenn noch Zeit ist, helfen wir ihnen.

Alec machte sich über die Koffer und Reisetaschen her, die noch auf dem Bahnsteig standen. *Jedes Gepäckstück* kam ihm schwerer vor als das vorherige. Für sechs Erwachsene hatten sie zwanzig, vollgestopft mit Waren für die Straßenmärkte von Rom: Weißwäsche, Spielzeug, Samoware, Ballettschuhe, Matrjoschkapuppen, lettische Kleinlederwaren, Nylonstrümpfe, Lackkästchen, Taschenmesser, Kamerazubehör, Bilderbücher und Operngläser. In einem besonders schweren Koffer befand sich Alecs große kommerzielle Investition: Dutzende von Schallplatten mit symphonischer Musik.

Alec hob sich die Taschen erst auf die Schulter und schob sie dann außen am Waggon hinauf zum Abteifenster, wo sie von Polina und Rosa, seiner Frau und seiner Schwägerin, in Empfang genommen wurden.

Karl sprach das alte Ehepaar an.

– Nun, Bürger, können wir Ihnen behilflich sein?

Der alte Mann stand von seinem Koffer auf, nahm Haltung an und antwortete so umständlich wie ein Parteifunktionär oder Universitätsdozent.

– Wir wären Ihnen sehr verbunden. Wenn Sie gestatten, meine Frau hat eine Schachtel Konfekt dabei.

– Das ist nicht nötig.

– Nicht einmal eine Kleinigkeit für die Kinder?

Die beiden Söhne von Karl hatten die Köpfe zum Abteifenster herausgesteckt.

– Wie Sie möchten. Aber die sind wie Tiere im Zoo. Ich empfehle Ihnen, auf Ihre Finger aufzupassen.

Alec und Karl schulterten die Koffer der beiden Alten und reichten sie zu ihrem Abteil hinein. Alec bemerkte, wie der Mann Polina betrachtete.

– Ist das Ihre Frau?
– Ja.
– Eine echte russische Schönheit.
– Danke für das Kompliment. Sie würde vielleicht aber widersprechen. Auswandern ist nicht gerade eine kosmetische Behandlung.

– Absolut falsch. Die Russin blüht auf bei Plackerei. Der Russe kann ruhig trinken und sich schlagen, denn unsere frühere Heimat wurde auf dem Rücken der russischen Frau errichtet.

– Welches Land wäre das nicht?

– Das mag sein, aber von anderen Ländern weiß ich nichts. Ich war Sowjetbürger. Meiner Generation hat das etwas bedeutet. Wir haben unsere Jugend dafür geopfert, unsere produktivsten Jahre, unseren Glauben. Und am Ende haben sie uns das alles gestohlen. Jeder Jude hätte eine Russin als Braut mitnehmen sollen. Und sei es nur, damit die Alkoholiker sie nicht bekommen. Ich bin ein alter Mann, aber wenn die Gesetze es erlaubt hätten, hätte ich mir zehn Frauen genommen. Echte Russinnen. Denn ohne sie könnte sich dieses Land keine fünf Minuten mehr halten.

Die Frau des Alten, zweifellos aus dem *schtetl* stammend, lauschte der Rede ihres Mannes mit dem Gleichmut des Ehegespons. Nichts, das ließ ihre Miene erkennen, was sie aus seinem Munde nicht schon hundertmal gehört hätte.

– Auf die Frauen, sagte Alec. Wenn wir in Rom sind, sollten wir einen darauf trinken.

Alec half den beiden Alten in den Waggon und kletterte selbst hinein, als er langsam anfuhr. Er drückte sich an den anderen Emigranten vorbei, die in dem schmalen Gang standen, und fand seine Familie zwischen ihren Habseligkeiten in einem Abteil eingezwängt. Auf einem Stapel von Reisetaschen sitzend, blickte sein Vater verdrossen in Alecs Richtung.

– Worüber hast du mit dem alten Gockel gesprochen?

– Über die Größe der russischen Frau.

– Dein Lieblingsthema. Du hättest fast den Zug verpasst.

Samuel Krasnansky nahm die Umgebung in Augenschein.

– Die Abteile sind nur halb so groß.

Das stimmt, dachte Alec. Über die Sowjetunion konnte man sagen, was man wollte, aber geräumiger waren die Schlafwagenabteile schon.

– Willst du zurück, weil die Abteile größer waren?, sagte Karl.

– Was kümmert's dich, was ich will?, sagte Samuel.

Mehr sprach Samuel Krasnansky zwischen Wien und Rom nicht. Schweigend saß er neben seiner Frau und schlief schließlich ein.

2

IRGENDWO SÜDLICH VON FLORENZ hob Polina sich Alecs Kopf von der Schulter und legte ihn in eine Delle zwischen zwei Buckeln in der Reisetasche, die ihr als Bett dienten. Als sie seinen Kopf herabließ, machte Alec die Augen auf und sah nach kurzer Orientierungslosigkeit Polina mit fragendem Lächeln an. Das fragende Lächeln war der für Alec typische Ausdruck, er war Polina als Erstes bei ihm aufgefallen. Schon bevor er ihr Mann wurde, bevor sie ihre Affäre angingen, bevor sie irgendetwas über ihn wusste, hatte sie ihn verschiedentlich auf dem Fabrikgelände gesehen, und ob er durch eine Halle trottete oder in der Kantine das ihm gereichte Tablett in Empfang nahm oder Unterlagen in die Entwicklungsabteilung brachte – immer wirkte er auf unbestimmte, kindliche Weise belustigt.

– Wenn Papatschka mir ein Leben auf einem Silbertablett geboten hätte, würde ich vielleicht auch herumrennen und grinsen wie ein Geisteskranker, hatte Marina Kirilowna zu Polina gesagt, als Alec zum ersten Mal in ihrer Abteilung aufgetaucht war.

In der VEF-Radiofabrik hatte Marina Kirilowna ihren Schreibtisch neben dem Polinas. Mit Mitte vierzig und zweimal verwitwet hatte sie für Männer nur noch unterschiedlich starke Verachtung übrig. Die waren Faulpelze, Clowns, Dummköpfe, Lügner, Tiere und – ausnahmslos – Säufer. Die Tragödie war, dass die Frauen sich die Last selbst aufgeladen hatten und diesen Zustand in den meisten Fällen hinnahmen, so als hätten sie das russische Sprichwort »Wenn er nicht schlägt, liebt er dich nicht« mit der Muttermilch aufgesogen. Was ihre beiden verstorbenen Männer betraf, sagte Marina Kirilowna gern, das einzig Schöne am Leben mit ihnen sei gewesen, dass sie sie überlebt hatte.

Später, als Marina Kirilowna ahnte, dass Polina eine Affäre mit Alec hatte, mahnte sie sie:

– Es geht mich zwar nichts an, aber selbst wenn dein Mann keine gute Partie ist, ist er wenigstens ein Mann.

– Es geht dich wirklich nichts an, hatte Polina gesagt.

– Du musst dir darüber im Klaren sein, dass sich das nur in deiner Einbildung abspielt. Gut kann das nicht ausgehen, glaub mir. Ich seh ihn doch herumrennen, wie ein Junge mit einem Schmetterlingskäscher. Und wenn du glaubst, dass dir das eine Beförderung einträgt, hätte die Hälfte der Frauen in der Fabrik ein Anrecht darauf.

Bei dem Wort »Beförderung« hätte Polina beinahe gelacht. Die Andeutung, sie hätte einen Hintergedanken gehabt, erst recht den an Beförderung, war auf eine Weise lächerlich, wie es sich die Witwe nicht vorstellen konnte. Schon der Gedanke an Ehrgeiz in der Fabrik war ja grotesk. Hier arbeiteten Tausende von Menschen, und abgesehen von den Parteimitgliedern erhielt niemand ein beneidenswertes Salär. Aber wenn irgendetwas sie für Alecs Avancen hätte empfänglich werden lassen, dann war es die krämerische Strebbarkeit ihres Mannes. Sie waren bedrückend, die Pläne für sein Vorankommen, die er abends schmiedete, und es war öde und über die Maßen peinlich, wie er sich aufführte, wenn sie am Wochenende mit Leuten aßen, die er als »einflussreich« bezeichnete. Verglichen mit ihm war Alec der am wenigsten ehrgeizige Mann, der ihr je begegnet war.

Eines Nachmittags, sie machte sich gerade fürs Heimgehen fertig, hatte Alec sie angesprochen. Karl war bei ihm.

– Mein Bruder und ich wollen mal raus, ein bisschen was erleben. Wir brauchen eine verantwortungsbewusste Begleitung, die aufpasst, dass wir es nicht übertreiben.

– Was hat das mit mir zu tun?

– Du siehst nett und verantwortungsbewusst aus.

– Lenin auch.

– Stimmt. Aber Lenin können wir nicht fragen. Und selbst auf die Gefahr, dass es unpatriotisch klingt, wäre es uns lieber, du kämst mit.

Noch während sie jetzt die Stirn gegen das kühle Fenster drückte, fiel es ihr schwer zu glauben, dass diese Einladung sie in diesen heißen, stickigen Zug nach Rom gebracht hatte. Sie bemühte sich, jenseits ihres Spiegelbildes im Fenster noch etwas zu erkennen, und sie stellte mit Erstaunen fest, dass die im Morgengrauen liegende Landschaft eine italienische war, die schwarzen Kühe italienische Kühe und die in dieser Landschaft verteilten Häuser italienische Häuser, bewohnt von Italienern. Und wenn der Zug an einem der wenigen schon beleuchteten Häuser vorbeiraste, so war es für sie kaum vorstellbar, dass dort zu dieser frühen Stunde echte Italiener ganz alltägliche und zugleich geheimnisvolle Dinge verrichteten. Sie bedauerte, dass es kein stilles Eckchen gab, in das sie sich gleich jetzt zurückziehen konnte, um ihre Gedanken zu ordnen und für ihre Schwester zu Papier zu bringen.

Aus Wien hatte sie ihr schon zweimal geschrieben:

*Meine liebe Brigitte,
als wir heute Vormittag in der Pension aufgebrochen sind,
weil wir einen Termin bei unserem Sachbearbeiter hatten,
haben wir ein kleines Mädchen und seinen Bruder gesehen,
die sich auf dem Hof übergeben haben. Gestern Vormittag
haben sich die zwei auch schon auf dem Hof übergeben.
Beide Male kam die Mutter, eine Frau aus Tbilissi, die offen-
bar schreit, sobald sie den Mund aufmacht, pantoffelschwin-
gend in den Hof gerannt. Die Frau bringt jeden Abend ein
Büschel brauner Bananen vom Markt mit, ungefähr so groß
wie eine große Katze. Aber man kann es ihr nicht übelneh-
men. Es dauert bei jedem ein paar Tage, bis er sich an Bananen
gewöhnt hat. Sie sind zwar nicht teuer, aber wenn man spa-
ren möchte, kann man die überreifen kaufen. Die sind noch
billiger als Äpfel. Man könnte meinen, die werden in Öster-
reich angebaut. Von den Ananas oder von dem Huhn und
dem Kalbfleisch, das man in den Metzgereien sieht, fang ich
gar nicht erst an. Alle Emigranten, ich auch, sind überwältigt
von den Schaufenstern. Die kommen einem gar nicht real vor,
sondern eher wie im Kino. Und wenn man bedenkt, wie wenig*

Geld wir haben, könnte es auch Kino sein. An unserem zweiten Abend hier haben Igor und ich eine Straße erkundet, in der ein Bekleidungsgeschäft neben dem anderen war. Es gab Geschäfte für Männer und für Frauen. Die Österreicher sind mit Tüten und Päckchen rein- und rausgerannt und waren selber schon alle angezogen wie die Puppen in den Schaufenstern. Verglichen mit ihnen sahen wir aus wie Bettler. Ich hatte das hellgelbe Kleid an, das Papa mir aus Stockholm mitgebracht hat. Das Kleid ist fast vier Jahre alt. Weißt du noch, wie aufgeregt ich war, als ich es bekam? Heute ist es mir peinlich, wenn ich daran zurückdenke. Wenn ich es vor allen diesen Leuten anhabe, wäre ich am liebsten unsichtbar. Dann könnte ich alles bewundern, aber die Leute sähen mich und dieses scheußliche Kleid nicht. Jedes einzelne Kleidungsstück, das die Wiener anhaben, wäre der Neid von ganz Riga. Und damit meine ich nicht bloß die Mode, sondern die Stoffe, die ausgezeichnete Verarbeitung. Geahnt habe ich das natürlich. Auf die Farben war ich allerdings nicht gefasst. Die hatten da Kleider und Blusen in Farben, die ich noch nie gesehen habe. Eine seltsame Vorstellung, dass ich in meinem ganzen Leben bestimmte Farben noch nie gesehen habe. In einem Schaufenster lag eine Seidenbluse in einem tiefen Lavendelblau, bei dem ich an exotische Blumen denken musste. Ich war so ergriffen davon, dass ich zu lange vor dem Fenster stehen geblieben bin. Igor hat mir zugeredet hineinzugehen und sie mir genauer anzusehen, was ich aber nicht wollte. Er hat mich aufgezogen und spielerisch zur Tür geschubst, und da ist eine Verkäuferin auf uns aufmerksam geworden. Sie war in den Vierzigern, sehr chic gekleidet. Ich vermute, sie hat sich über uns amüsiert. Sie hat uns auf Deutsch angesprochen, was Igor ja ein bisschen versteht, und wollte wissen, was mir gefallen hatte. Igor zeigte auf die Bluse, und die Verkäuferin bat uns zum Anprobieren in den Laden herein. Sie war sehr nett und wollte uns behilflich sein, aber ich musste mich buchstäblich von Igor losreißen, um nicht in den Laden gehen zu müssen. Ich wollte mich bei der Frau für meine Grobheit entschuldigen, konnte aber nicht einmal

*das auf Deutsch sagen. Bestimmt hat sie mich für eine Ver-
rückte gehalten. Ich musste aber bloß immer denken, dass
ich die Bluse womöglich beim Anprobieren beschädige. Wenn
das passiert wäre, weiß ich nicht, was wir getan hätten.*

Polina war an die Decknamen, die sie verwendete, noch nicht ge-
wöhnt und musste Teile ihres Briefs deshalb ein- oder sogar zwei-
mal neu schreiben. Für Alec und für ihre Schwester andere Namen
zu benutzen kam ihr immer noch grotesk vor – sie waren doch
keine Kinder, die Spion und Geheimagent spielten. Ihre Schwes-
ter jedoch war von dem Spiel begeistert. Als sie und Polina sich
im Kirowski-Park trafen, um sich zu verabschieden, hatte sie sich
schon eine ganze Liste von Ausweichnamen überlegt.

– Ich hab meinen Namen eh nie gemocht. Nadja, das ist so ge-
wöhnlich. So heißt die Kellnerin im Café.

Sie hatten sich an einem strahlenden Sonntagnachmittag ge-
troffen. Polina war als Erste da und hatte sich auf eine Bank un-
ter einer Linde gesetzt, nicht weit von der Stelle, wo die Männer
Domino spielten. Es war eine Woche vor ihrer Abreise. Die ganze
Woche, den ganzen Monat, waren sie und Alec unterwegs gewe-
sen und hatten Dokumente notariell beglaubigen und Wertsachen
schätzen lassen müssen, hatten mit der Schneiderin gefeilscht, die
ihnen Reisetaschen nähte, hatten die Zimmerleute beaufsichtigt,
die ihnen Packkisten bauten. Hatten klandestine Abschiede or-
ganisiert. Diese ganze Zeit über hatte Polina schlecht geschlafen.
Wenn sie morgens die Augen aufschlug, war sie überwältigt von
den Aufgaben, die vor ihr lagen. Als sie sich auf die Bank nieder-
ließ, fiel ihr auf, dass es schon Wochen, wenn nicht Monate her
war, dass sie einen Moment nur für sich gehabt hatte. Der Tag war
warm und wolkenlos, in Riga sogar Ende Juni ein seltenes Vergnü-
gen. Junge Mütter schoben Sportwagen über die Parkwege, und
Großmütter schlurften hinter ihren Enkeln her und versuchten
sie mit einer Waffel oder einem Stück geschälter Gurke zu locken.
Überall um sie herum waren die Mitbewohner ihres Geburtsorts,
ein jeder ein Individuum und trotzdem ein anonymer Großstäd-
ter. Es war ein freudiges Gefühl, dass sie, Polina, sich wenigstens

für den Moment nicht von den anderen unterschied. Niemand erkannte in ihr die Vaterlandsverräterin, die Staatenlose, die Orientierungslose. Sie strich sich den Rock glatt und sah durch die Äste des Baums nach oben. Die Wärme auf ihrem Gesicht spürend, betrachtete Polina sich aus der Perspektive der Sonne. Aus dieser Höhe ging sie vielleicht als grünes Blatt unter grünen Blättern oder als silberner Fisch unter silbernen Fischen in dem allgemeinen Strom durch.

Schon von ferne erkannte sie Nadjas federnden, nervösen Schritt. Mit flachen Absätzen, Rock und schwingender kleiner Handtasche sah Nadja mit ihren zwanzig aus wie ein Mädchen, das mit der Garderobe seiner Mutter experimentiert. Wegen ihres Altersunterschieds und wegen der Wesensart ihrer Schwester waren Polinas Gefühle für Nadja eher mütterlich als schwesterlich. Ihre Mutter hatte oft zu Freundinnen gesagt, ihre Ältere habe im Gegensatz zu anderen Kindern unter ähnlichen Umständen nie gegen die Vorstellung oder gegen die Tatsache, eine kleine Schwester zu haben, rebelliert. Obwohl sie acht Jahre älter war als Nadja, reichten Polinas Erinnerungen nicht bis in die Zeit vor der Existenz ihrer Schwester zurück, und sie war sich deshalb nicht schlüssig, von wem der größere Einfluss auf die Charakterbildung der anderen ausgegangen war. War sie Nadjas wegen mütterlicher geworden, oder war Nadja ihretwegen kindlich geblieben? In der Hinsicht hatte Nadja etwas mit Alec gemeinsam, der Unterschied bestand nur darin, dass Alecs kindliche Art ihn vor der Welt schützte, wohingegen sie Nadja angreifbar machte.

– Anastasia hat mir immer gefallen, hatte Nadja gesagt. Oder vielleicht Brigitte oder Sophia.

Sie hatte sich neben Polina auf die Bank plumpsen lassen und ihre kleine Handtasche davor ins Gras gestellt, wo sie sie leicht vergessen konnte. Die Menschen im Park, die in Polina nicht die Vaterlandsverräterin erkannt hätten, hätten wahrscheinlich auch nicht erkannt, dass sie Schwestern waren. Polina hatte die Farben ihres Vaters – heller Teint, blondes Haar, graue Augen – und sein kantiges Gesicht geerbt. Nadja ähnelte mit ihrem dunklen Haar, dem breiten Mund, den haselnussbraunen Augen und dem

Sternenmeer von Sommersprossen an Nase und Wangen am ehesten noch ihrer Mutter, ihr auffälligstes individuelles Merkmal aber war die schmale Lücke zwischen den oberen Schneidezähnen, die sie beim Lächeln oder Lachen immer zeigte.

– Du kannst dir jeden Namen aussuchen, den du willst, hatte Polina gesagt.

– Was nimmst du denn für dich?

– Ich weiß nicht. Etwas Einfaches.

– Und für Alec?

– Igor.

– Als Igor hab ich ihn nie gesehen.

– Als Kind hatte er einen Freund, der Igor hieß. Dessen Vater konnte mit den Zähnen Nägel biegen.

– Wie hieß denn der Vater des Freundes?

– Das hab ich nicht gefragt. Aber er wollte nicht der Vater sein. Er wollte Igor heißen. Er wollte einen Vater haben, der mit den Zähnen Nägel biegen kann.

– Würde mich nicht überraschen, wenn Alecs Vater auch mit den Zähnen Nägel verbiegen kann.

– Wahrscheinlich. Wenn er es müsste.

– Und wie nennen wir Mama und Papa?

– Mama und Papa.

– Schafft das nicht Probleme?

– Ich glaube nicht.

– Wir könnten einfach Er und Sie sagen.

– Das möchte ich lieber nicht. Es ist schon so schlimm genug.

Auch wenn sich das Verhältnis zu ihren Eltern nicht verschlechtert hatte, würde ihr Vater, Parteimitglied und Kapitän zur See, es bestimmt nicht wollen, dass sie ihre Briefe an seine Wohnung adressierte. Polina hatte vor, ihre Briefe an Arik Farberman zu schicken, einen Freund von Alec, der als Abgelehnter seit fünf Jahren in Riga festsaß. Arik stellte sich als Postempfänger bereits anderen Emigranten zur Verfügung, unter deren zurückgelassenen Familienangehörigen Parteifunktionäre, angesehene Akademiker verschiedener Berufe oder einfach notorisch Vorsichtige waren, die nicht wollten, dass Briefe aus dem Westen bei ihnen zu Hause an-

kamen. Die Falschnamen waren ein Schutz für den Fall, dass Post beschlagnahmt wurde.

Als sie und Nadja sich umarmten, spürte Polina das Haar ihrer Schwester auf dem Gesicht und das Kratzen von Nadjas silbergefasstem Muschelohrring an der Wange. Als sie sich voneinander lösten, hatte der Ohrring einen Abdruck auf der Wange hinterlassen, auf den Nadja extra hinwies, um das Thema Trennung nicht aufbringen zu müssen. Polina wollte auch keine dramatische Szene. Im Geiste sah sie sich und Nadja in einem anderen Leben, zwei alte Frauen auf einem Flughafen, die Mühe haben, einander wiederzuerkennen.

Als sie von der Bank aufstanden und auf den Parkweg gingen, fiel Polina auf, dass Nadja ihre Tasche vergessen hatte. Nadja lief zurück und holte sie.

– Wer wird dich jetzt daran erinnern, deine Tasche nicht stehen zu lassen? hatte Polina gesagt.

– Jedes Mal, wenn ich meine Tasche stehen lasse, werde ich an dich denken, hatte Nadja lächelnd erwidert.

3

– DAS IST ROM?, hörte Samuel Krasnansky einen Mann seines Alters in der Halle sagen.

Geringfügig variiert, ertönte dieselbe Frage überall im Waggon.

– Kann das Rom sein?

– So eine große Stadt und so ein kleiner Bahnhof?

– Hast du ein Schild gesehen, auf dem Rom draufstand?

– Kannst du ihre Sprache lesen?

Der Zug kam zum Stehen und strahlte seine Hitze in die Hitze des frühen Morgens ab.

– Das ist nicht Rom, sagte Karl, als er ins Abteil zurückkam. Bis Rom ist es noch eine Stunde. Aber es ist jemand von HIAS da. Wir sollen hier aussteigen.

Samuel Krasnansky schaute aus dem Fenster und sah italienische Miliz mit Maschinenpistolen über die ganze Länge des Bahnsteigs verteilt aufgereiht. Es behagte ihm nicht, von Fremden bewacht zu werden, aber er zog die italienische Miliz in ihren blauen Uniformen der österreichischen in ihren grünen vor. Die Österreicher hatten seine Gefühle verletzt. Das letzte Mal, als er uniformierte Österreicher gesehen hatte, waren sie bedrückt und in langen Kolonnen unter sowjetischem Kommando marschiert. Damals war er ein junger Offizier gewesen, der sich, den Revolver an der Hüfte, auf dem Schotter Ost- und Mitteleuropas die Stiefel durchgelaufen hatte. Bis heute wählten Männer ihre Worte mit Bedacht, wenn sie ihn ansprachen. Übereifrige Frauen mit Klemmbrettern hatten es nicht gewagt, ihre Nase in seine Gedanken und in seine Privatangelegenheiten zu stecken.

Wieder musste das Gepäck auf einen Bahnsteig gestellt werden. Sie kehrten die Methode, nach der sie es in den Zug gebracht

hatten, jetzt um. Seine Schwiegertöchter stiegen aus und postierten sich unter den Fenstern. Seine Söhne hievten die Taschen und Koffer vom Boden und von den Schlafkojen hoch und ließen sie zu ihren Frauen hinab. Samuel und seine Frau Emma bekamen die Aufgabe, auf die Jungs aufzupassen. Emma hatte an jeder Hand einen Enkel. Zuerst waren sie, noch im Halbschlaf, gehorsam. Das hielt aber nur so lange an, bis Rosa ein Koffer aus den Händen rutschte und mit lautem, schwerem Knall auf dem Beton landete. Karl fluchte oben am Zugfenster, und Rosa erwiderte, er hätte ihr den Koffer nicht richtig angereicht. Wie sollte sie so ein Gewicht bewältigen, wenn er es praktisch auf sie fallen ließ? Sie riskierte nicht, sich für Souvenirs und billigen Tand den Kopf einzuschlagen. Sie musste an die Jungs denken. Wollte Karl, dass die Kinder ohne Mutter als Waisen groß wurden? Falls ja, hätte er es beinahe geschafft.

Beim Klang des Worts »Waisen« wurden die Kinder unruhig. Sie wollten keine Waisen sein. Sie wollten nicht, dass ihr Vater ihre Mutter mit den Koffern zum Krüppel machte. Sie zappelten in Emmas Hand und wollten sich losreißen und ihrer Mutter beistehen.

– Verhaltet euch ruhig, befahl Samuel ihnen, aber sie hörten nicht auf ihn.

– Jungs, ihr könnt eurer Mutter helfen, indem ihr euch beehmt, sagte Emma.

Genau in dem Moment fiel ein anderes Gepäckstück so unglücklich aus dem Fenster, dass es sich zwischen Waggon und Bahnsteig verkeilte. Diesmal hatte Alec es hinausgereicht. Es war eine Reisetasche, sehr schwer und unhandlich, und Polina versuchte vergeblich, sie wieder heraufzuziehen.

– Wieso stehen die da eigentlich, wenn sie noch nicht mal ordentlich das Gepäck annehmen können?, sagte Samuel.

– Sie tun, was sie können, sagte Emma.

– Mit einem Hammer würde ich weniger Schaden anrichten.

– Komm mir ja nicht auf Ideen mit deinem Herzen!

– Ich kann nicht hier herumstehen und mir dieses Gestümper anschauen.

Als Emma abermals protestierte, warf Samuel ihr einen finsternen Blick zu und sagte: Kein Wort mehr. Er stakste zum Zug. Unter Mühen fanden er und Polina schließlich Stellen, an denen sie fest zupacken konnten, und zogen die Tasche herauf.

– Jetzt noch den Rest, sagte Samuel, sein Gesicht krebsrot von der Anstrengung.

Karl schaute wortlos aus dem Zugfenster herab.

– Was ist los mit dir?, sagte Samuel. Hast du vergessen, wozu du da oben bist?

– Um Gottes willen, sei vorsichtig, sagte Emma in flehentlichem Ton.

– Rede nicht mit mir, als ob ich ein Invalide wäre, herrschte Samuel sie an.

Als sie jetzt zu dritt das Gepäck in Empfang nahmen, ging das Ausladen schneller voran. Schon bald standen sie an der Tür zu einem Bus der nächsten Frau mit Klemmbrett gegenüber. Inzwischen waren italienische Gepäckträger erschienen und hieften ihre Siebensachen in den Bauch des Busses. Die Frau wurde von einem russischen Dolmetscher begleitet, der die Emigranten namentlich aufrief. Einer nach dem anderen gingen sie an ihm vorbei, wurden gezählt und auf der Liste abgehakt.

– Terroristen können die Busse trotzdem angreifen, oder glauben Sie nicht? sagte eine hagere, wie eine Intellektuelle aussehende Frau zu Samuel.

– Gerüchte. Angstmacherei, sagte Samuel.

– Die haben die vielen Soldaten wegen Gerüchten herbeordert?

– Es hat schon Angriffe gegeben, warf ein Mann hinter Samuel ein. Das ist Tatsache. Palästinensische Terroristen.

– Italienische Faschisten, korrigierte ihn ein anderer. Ein ganzes Eisenbahnabteil haben die zusammengeschossen. Eine Frau aus Odessa, Mutter von drei Kindern, hat dabei ein Auge verloren. Eine Tragödie.

– Sie wechseln ständig die Fahrtrouten, sagte Rosa. Das hab ich bei HIAS in Wien gehört. Versiegelte Fahrbefehle. Sogar die Zugführer erfahren erst bei Dienstantritt am Bahnhof, wo HIAS sie in Empfang nimmt.

Der Dolmetscher rief »Krasnansky«, und Karl bahnte sich den Weg an die Spitze der Schlange. Die anderen folgten ihm.

- Sind Sie eine Familie?, fragte der Dolmetscher.
- Drei Familien. Derselbe Nachname, sagte Karl.
- Aber verwandt.

Karl hielt mit der Antwort zurück.

- Spielchen spielen ist sinnlos. Steht ja alles in den Akten.
- Wer spielt denn Spielchen?
- Keine Sorge, das wird nicht bestraft. Sie sind drei Familienoberhäupter. Steigen Sie ein.

Samuel und Emma entschieden sich für zwei Plätze im hinteren Teil des Busses. Als sie richtig fuhren, zeigte sich, dass die Belüftung im Bus nicht die beste war. Um sich etwas Erleichterung zu verschaffen, schob Samuel sein Fenster auf, stieß damit aber auf den Widerstand der Frau hinter ihm.

– Ich habe ein kleines Kind, mein Herr, möchten Sie, dass es sich eine Lungenentzündung holt?

- Wir sind Senioren, ist es Ihnen lieber, wenn wir ersticken?
- Bürger, benehmen wir uns gesittet, fiel eine andere Stimme ein.

- Wir könnten die Plätze tauschen, schlug Emma vor.
- Damit meine Kleine wach wird?, sagte die Frau.
- Wenn Sie sie mit Ihrem Gekreisch nicht schon geweckt haben, wacht sie von einem Umzug auch nicht auf, sagte Samuel.

Wie schon viele Male zuvor dachte Samuel wieder, dass die Sowjets gut daran getan hatten, sich die unerwünschten Elemente vom Hals zu schaffen. In seinem langen Leben hatte er noch nie das Pech gehabt, in einer Meute so grober und unangenehmer Menschen gestrandet zu sein.

Allmählich erreichte der Bus die Vororte. Der vorn sitzende Dolmetscher schlüpfte in die Rolle des Reiseführers. Die Straße, auf der sie fuhren, hieß Via Flaminia und war von den alten Römern erbaut worden. Diejenigen, denen das Sprichwort »Alle Wege führen nach Rom« geläufig war, interessierte es vielleicht zu hören, dass sie sich jetzt auf so einem Weg befanden. Es sei doch interessant, sich einmal zu überlegen, fuhr der Dolmetscher fort, wie viel Ver-

kehr im Verlauf der Jahrhunderte bereits über diese Straße geflossen sei. Die römischen Legionen waren auf ihr von ihren Feldzügen gegen die Gallier zurückgekehrt. Von der Antike bis ins Mittelalter waren Kaufleute aus ganz Europa auf dieser Straße gereist. Pilger hatten sie Hunderte von Kilometern lang barfußig durchwandert auf ihrem Weg zur Via Conciliazione, von wo aus sie schließlich auf Knien zum Petersplatz gerutscht waren. Die Kaleschen von Königen und Aristokraten waren hier genauso vorübergerollt wie im Ersten Weltkrieg die Konvois italienischer Truppen in die Alpen. Und während des Großen Vaterländischen Kriegs waren auf dieser Straße die deutschen Panzer aus Norden herangerückt, um Rom einzunehmen, nachdem der italienische König einen Waffenstillstand mit den Alliierten geschlossen hatte. Man könne ohne Übertreibung sagen, sagte der Dolmetscher, dass sich die Geschichte der westlichen Zivilisation an dieser Straße darstellen lasse.

– Deren Geschichte: imperialistische Aggression, dogmatische Theokratie, totalitäre Monarchie und Faschismus, brummelte Samuel Emma ins Ohr.

Als sie auf die Ringstraße einbogen, die um die ganze Stadt herumführt, verkündete der Dolmetscher, jetzt hätten sie das offizielle Stadtgebiet von Rom erreicht.

– Rom: das Wort klingt wie eine Glocke, sagte der Dolmetscher.

Ihre Route führe sie durch ein Viertel namens Parioli, erläuterte der Dolmetscher, in dem viele der reichsten und mächtigsten Römer wohnten.

Jetzt am Morgen kamen diese Menschen aus ihren Wohnungen hervor. Auf beiden Seiten des Boulevards reihte sich ein pastellfarbenes stuckverziertes Gebäude an das andere. Dichtbelaubte Bäume tüpfelten den Asphalt, und fast alle Fenster waren mit einem Blumenkasten geschmückt. Ab und zu erblickte Samuel junge Männer in Maßanzügen, die älteren Männern in Maßanzügen die Türen schwarzer Limousinen aufhielten. Die überragende Qualität der Anzüge und der Autos war das einzige Außergewöhnliche an so einer Szene. Es war keine acht Monate her, dass er selbst ein Mann mit einer Limousine und einem persönlichen Fahrer gewesen war. Zwölf Jahre lang war er Punkt sieben Uhr morgens aus

seinem Haus getreten und hatte den schwarzen Wolga am Bordstein stehend vorgefunden. Bei jedem Wetter war Arturs ihm zur hinteren Tür der Limousine vorausgegangen. Der Mann hatte seine Pflicht stets mit dem gebührenden Anstand – weder zu förmlich noch zu vertraulich – erfüllt. Er hatte Samuel auch stets mit den neuesten Ausgaben der *Prawda* und der *Iswestija* versorgt, die ordentlich gefaltet auf der Rückbank für ihn bereitlagen. Vor Arturs hatte Samuel einen russischen Fahrer gehabt, auf den er sich viel weniger verlassen können. Felix hatte dieser Mensch geheißt. Sein Schnurrbart hatte immer fettig gegläntzt, und er hatte deutlich gestottert, was sich bei Nervosität noch verstärkte. Nichts hatte Samuels Geduld so strapaziert wie die ständigen Ausreden, mit denen Felix seine Unpünktlichkeit erklärte. Am häufigsten war ein Nachbar aus der Kommunalka schuld.

– E-e-r b-be-be-legt das B-Bad, o-ohne auf je-jemanden Rück-sicht zu ne-ne-nehmen.

– Haben Sie ihm mitgeteilt, dass sein Verhalten sich nachteilig auf Ihre Arbeit auswirkt?

– D-d-da ist e-er g-ganz g-grob ge-gewor-worden.

– Tja, entweder Sie bringen ihn zur Vernunft, oder Sie müssen früher aufstehen.

Als es mit Felix nicht besser geworden war, hatte Samuel ihn entlassen.

Mit Arturs hatte es solche Probleme nicht gegeben. Samuel hatte festgestellt, dass Disziplin bei Letten im Vergleich zu Russen generell in höherem Ansehen stand. Er führte das auf die Jahre des deutschen Einflusses zurück. Man konnte den Deutschen vieles vorwerfen, aber an ihrer Einstellung zur Disziplin gab es nichts auszusetzen. Arturs war ein guter Mann; Samuel nahm ihm die Denunziation nicht übel, die außerdem nur pro forma gewesen war.

An diesen Tag dachte Samuel lieber nicht zurück. Er hatte sich nicht verteidigen können. Genau genommen hatte er seinen Anklägern im Prinzip sogar zugestimmt. Er hatte bei VEF ja selber an ähnlichen Versammlungen im großen Saal teilgenommen und Verräter des Sowjetstaats heftig angepöbeln. Angesichts seiner

Position in der Fabrik hatte er keine Gnade erwartet und auch keine gefunden. Er hatte sich auf das Schlimmste gefasst gemacht und sogar zugelassen, dass Emma ihm seine Blutdrucktabletten aufnötigte. Er hatte sie in der Hosentasche mit sich herumgetragen und erst gemerkt, dass er sie doch brauchte, als Felix mit dem fettigen Schnurrbart in der ersten Reihe aufstand und Heu-Heu-Heu-Heuchler! schrie.

Auf der Straße wurden die stuckverzierten Wohnblocks jetzt von großen, umzäunten Villen abgelöst. Palmen und Pappeln ragten über den Grundstückstoren auf. Samuel sah begrünte Dachterrassen; auf einem Balkon nahm eine junge Frau in Dienstmädchenkleidung Wäsche von einer Leine; an der Mauer einer anderen Villa erblickte er etwas, was unverkennbar ein Hakenkreuz-Graffito war.

– Man stelle sich vor, sagte ein anderer Passagier, die entfernen solchen Schmutz nicht mal von den Wänden.

– In Leningrad würde so ein Skandal niemals geduldet.

Rom sei eine geteilte Stadt, fuhr der Dolmetscher fort, und Parioli, der Wohnort der Wohlhabenden und Mächtigen, seit jeher ein faschistisches Viertel. Andere Viertel wiederum seien ihrem Charakter nach kommunistisch. Im Allgemeinen könne man sie an den Graffiti erkennen. Alle Italiener, ob Faschisten oder Kommunisten, beschrieben gern Mauern. Das sei ja auch keine Überraschung, wenn man bedenke, dass »Graffito« ein italienisches Wort sei. Abgesehen davon sei es aber verboten, öffentliches Eigentum zu verunstalten, und jeder Emigrant, der bei so etwas erwischt wurde, riskierte strafrechtliche Verfolgung. Aber er komme vom Thema ab. Eine komplette Aufstellung dessen, was ihnen untersagt war, bekamen sie bei der ersten Veranstaltung von Joint ausgehändigt. Inzwischen sähen sie, wenn sie zur rechten Seite hinausschauten, einen Teil des Parks der Villa Borghese. Der Park eigne sich gut für Spaziergänge oder für ein Picknick. Auf dem Gelände befinde sich auch ein Museum mit einer beeindruckenden Kunstsammlung. Den *Raub der Persephone*, ein Meisterwerk des Bildhauers Bernini, sollte man sich nicht entgehen lassen.

4

IN WIEN HATTEN ALEC UND POLINA zwar nur ein winziges Zimmer gehabt, das aber für sich allein. In Rom hatten sie nicht so viel Glück. Karl, Rosa und die Jungs bekamen ein eigenes Zimmer, Alec und Polina aber wurden dazu vergattert, sich mit Samuel und Emma ein Zimmer im vierten Stock des Hotels zu teilen. Der Fahrstuhl war entweder außer Betrieb oder für sie tabu, ganz klar war das nicht. Im Erdgeschoss war an der Fahrstuhltür ein auf Russisch und auf Italienisch beschriftetes Schild angebracht. In der einen Sprache stand dort *Fahrstuhl außer Betrieb*, in der anderen aber hatte jemand die Worte »Für Russen« vor das Wort »Fahrstuhl« gekritzelt. Um sicherzustellen, dass niemand das Verbot missverstand, pflanzte sich der Hotelmanager vor dem Fahrstuhl auf. Er war ein finster dreinschauender kleiner Mann, sein Gesicht eine Maske unverhohlenen Misstrauens. Alec kam er vor wie ein schlechter Komiker. Die Wirkung wurde noch verstärkt durch das rote Haar des Mannes, das er zu einer hohen Schmalzlocke frisiert hatte, die in ihrer Größe und Farbe an eine billige Fuchspelzmütze erinnerte. Und wer konnte einem italienischen Zwerg mit einer roten Tolle böse sein? Alec sagte das zu einem Mann, der sich hinter ihm her schleppte, ganz krumm unter der Last zweier riesiger Koffer. Der Mann stieß leise Flüche auf den Manager aus, als er die Treppe erklimmte.

- So ein Schwein! Hurensohn!
 - Regen Sie sich doch nicht auf? Das ist doch ein Clown.
 - In den wievielten Stock müssen Sie denn?
 - In den vierten.
 - Na, wer ist jetzt der Clown?
- Ihr Zimmer gehörte zu denen, die keine eigene Toilette besaßen.

Ein Gemeinschaftsbad befand sich weiter hinten im Flur. Es musste mit drei weiteren Zimmern geteilt werden, jedes davon mit vier Personen belegt. Karl, der Alec beim Hinauftragen der Sachen half, machte den Vorschlag, sie sollten doch ihr Bad mitbenutzen. Dafür mussten sie zwar noch einen Stock weiter hinaufsteigen, waren aber wenigstens nicht den Toiletten- und Hygieneeigentümlichkeiten eines Dutzends Fremder ausgeliefert.

Als Karl in sein Zimmer zurückging, sagte Polina zu Alec, sie wolle es lieber mit Fremden aufnehmen, als Rosa jedes Mal, wenn sie pinkeln musste, um Erlaubnis zu fragen. Von der elterlichen Zimmerhälfte kam Schweigen. Alec wusste auch ohne hinzusehen, wie sehr seinem Vater diese Bemerkung missfiel; er kannte die vielen Tonarten des Schweigens seines Vaters aus dem Effeff. Er hätte eine Doktorarbeit darüber schreiben können.

– Während der Evakuierung waren wir viel schlechter dran, sagte Emma. Die Leute hätten jeden Preis dafür bezahlt, so ein Zimmer nur für eine Nacht zu haben.

Samuel schwieg weiter. Er reagierte nicht auf Emmas Befriedungsovertüre, obwohl der Krieg eins seiner Lieblingsthemen war.

– Ich hab darüber nachgedacht, wisst ihr, sagte Emma. Eigentlich ist das doch wieder eine Evakuierung. Emigration, Evakuierung, ich kann da keinen großen Unterschied erkennen. Im Krieg sind wir gegangen und dachten, wir würden nie mehr zurückkehren, und jetzt genauso. Wenigstens sind wir jetzt alle zusammen.

– Denk nach, bevor du sprichst, sagte Samuel. Im Krieg bist du vor dem Feind fortgerannt. Vor wem rennst du jetzt davon?

Zu Alecs Erleichterung wurde die kurzfristige familiäre Harmonie durch ein Klopfen an der Tür unterbrochen. Alec sprang über einen Koffer, öffnete und sah sich dem für einen Moment verblüfften Gesicht von Iza Judo gegenüber. Alec, dessen Miene offenbar die Izas spiegelte, hätte sich keinen weniger wahrscheinlichen Besucher vorstellen können. Er sprach das Einzige aus, was ihm in den Sinn kam.

– Iza, woher weißt du denn, dass wir hier sind?

Iza zuckte zweideutig mit den Achseln.

– Ich werd’s wohl gehört haben.

So froh, Iza Judo zu sehen, war Alec noch nie gewesen – er hätte nie gedacht, dass dessen Anblick ihm jemals so viel Freude bereiten konnte. Nicht dass sie eng befreundet wären. Manchmal hatten sie sich in derselben Clique getroffen, hatten im Sommer am Strand in Jurmala zusammen Fußball gespielt. Alec hatte Iza nie sonderlich gemocht, Izas Bruder Sjomka war ihm sympathischer gewesen. Die beiden waren zwar eineiige Zwillinge, ähnelten sich aber nicht zum Verwechseln. Iza schor sich den Kopf, er sich im Sportinstitut einschrieb, wo er sich auf Judo spezialisierte. Sjomka ließ sich die Haare lang wachsen und studierte Maschinenbau und Sprachen, um Übersetzer technischer Fachliteratur zu werden.

Alec überlegte, wann er Iza Judo das letzte Mal gesehen hatte. Eine kleine Party in der Datsche eines Freunds fiel ihm ein. Ein halbes Dutzend Männer und vier Frauen waren dabei gewesen. Alec und sein Freund hatten zwei Mädchen in einem Café kennengelernt und sie zu der Party eingeladen. Iza war mit anderen Freunden und ebenfalls zwei Mädchen gekommen. Eins davon war sehr betrunken gewesen und hatte sich mit einem Jungen namens Robik an den Küchentisch gequetscht. Robik tat so, als habe er etwas in seiner geschlossenen Faust, und das Mädchen plärrte und quengelte auf nervtötende Art, er solle es ihr zeigen. *Robik, zeig her. Mach schon, Robik, zeig es mir.* Iza versuchte derweil bei dem anderen Mädchen, einer schwächtigen Dunkelhaarigen, zu landen. Besonders hübsch war die zwar nicht, aber sehr selbstbewusst. Und zu diesem Selbstbewusstsein gehörte die Überzeugung, sie sei zu gut für Iza Judo. Außerdem war sie nüchtern. Als sie Izas Annäherungsversuche nicht mehr ertrug, wollte sie gehen. Iza versperrte ihr den Weg und klemmte ihr aus Ungeschick den Kopf in der Tür ein. Das hätte fast den ganzen Abend verdorben. Das Mädchen drohte damit, die Polizei zu rufen, beruhigte sich schließlich aber wieder, nahm ein Getränk an und verbrachte die Nacht mit Alecs Freund. Alec verbrachte die Nacht mit dem Mädchen, das er im Café kennengelernt hatte. An den Namen erinnerte er sich nicht mehr. Er wusste nur noch, dass sie als Kind elf Plüschhasen

gehabt hatte. Schon damals hatte er sie, wenn er von ihr sprach, die mit der Hasenelf genannt.

Alec bat Iza herein und räumte einen Platz auf dem Bett für ihn frei. Iza schien zu überlegen, ob er die Einladung annehmen sollte. Er hatte einen kleinen Koffer bei sich, der an einem Kunststoffriemen über seiner Schulter hing. Auf den warf er erst einen kurzen Blick, bevor er hereinkam und zwischen den Gepäckstücken hindurch zu seinem Platz stakste.

– Ich wollte, wir könnten Ihnen etwas anbieten, sagte Emma. Aber Sie sehen ja ...

– Machen Sie sich keine Umstände, sagte Iza.

– Ich bin überrascht, dass du noch hier bist, sagte Alec.

– Australien. Sogar die Botschaftsangestellten sind Kängurus. Wir warten jetzt seit sieben Monaten.

– Bevor du weg bist, hat Sjomka mal einen Onkel in New Jersey erwähnt.

– Der wohnt in einem Altenheim. Wir haben noch nicht mal ein Foto von ihm. Wenn wir den besuchen würden und eine Schwester den falschen alten Jid im Rollstuhl rankarren würde, würden wir das nicht mal merken.

– Und warum Australien?

– Erstens hat Sjomka nur Gutes gehört. Zweitens fliegen sie einen, wenn man nach Amerika will, innerhalb eines Monats aus Rom aus. Aber Sjomka meinte: Wir sind doch in Italien, wozu die Eile? Da dachte ich: Klar, in Ordnung. New Jersey oder Sydney: Sobald wir dort sind, ist es eh dieselbe Scheiße. Entschuldigen Sie meine Ausdrucksweise, Emma Borisowna. Und, wohin wollt ihr?

– Chicago.

– Habt ihr Verwandte?

– Die Cousine meiner Mutter aus Vilnius, sagte Alec. Die sind seit zwei Jahren dort.

– Chicago ist eine große Stadt. Viel weiß ich darüber nicht. Aber es gehen welche hin.

Das Gespräch geriet beklemmend ins Stocken. Iza saß auf dem Bett und wirkte ein bisschen verloren. Alec wartete weiter darauf, dass Iza irgendeine Andeutung machte, warum er gekommen

war, aber Iza schwieg und machte ein Gesicht, als hoffe er, jemand würde ihm dasselbe erklären. Schließlich unterbrach Emma die peinliche Stille und erkundigte sich nach Izas Eltern.

– Noch dort. Mein Schwager will nicht auswandern. Er ist Transportleiter am Obst- und Gemüseterminal. Sie leben gut. Er läuft ständig mit einer Wassermelone herum. Meine Schwester hat die beiden Kinder. Ohne sie wollen meine Eltern nicht gehen. Mich und Sjomka haben sie gern ziehen lassen. Sie bilden sich ein, wenn wir uns erst mal irgendwo niedergelassen haben, ist es sicherer für die anderen nachzukommen. Wir sind das Minenräumkommando.

– Das denken sie bestimmt nicht, sagte Emma.

– Kann sein, kann nicht sein. Jedenfalls wollten sie sich nicht von den Enkeln trennen. Ich nehme es ihnen nicht übel.

– Natürlich nicht. Eine Familie sollte zusammenbleiben, sagte Emma und gab zum Besten, was praktisch ihre Hymne geworden war.

– Und was meinen Ihre Eltern zu Australien?, fragte Samuel.

– Sie gewöhnen sich an die Vorstellung.

– Sie haben sich nicht mit ihnen besprochen, bevor Sie sich dafür entschieden haben?

– Wir sind hier, sie sind dort, verstehen Sie. Wenn der Tag kommt, an dem sie zu uns stoßen können – und ich hoffe, dass er kommt –, werden sie nach Australien kommen müssen. Oder, falls sie das nicht möchten, gehen sie nach Israel, das ist ja immer möglich. Das klingt vielleicht nicht besonders nett, ist aber die Wahrheit. Sie dagegen reisen als Familie, das ist natürlich besser.

– Natürlich ist gar nichts. Es wird sich noch weisen, was besser ist, sagte Samuel.

Nach diesen Worten stand Iza auf und entschuldigte sich. Er habe sich über den Besuch gefreut, müsse aber etwas erledigen. Aus praktischen Gründen rate er ihnen, sich lieber in Ladispoli eine Bleibe zu suchen und nicht in Ostia. Ostia sei überlaufen von Odesaern. In Ladispoli wohnten eher die Leute aus Moskau, Leningrad, Lettland und Litauen. Kurzum, dort sei es zivilisierter. Aber beide Orte lagen am Meer. Aus beiden war Rom mit dem Zug gut zu er-

reichen. Wenn sie wollten, könne er ihnen bei der Wohnungssuche behilflich sein. Er wohnte jetzt ja schon sieben Monate hier und kannte sich aus. Er würde sie vor den *meklers* beschützen, den skrupellosen Wohnungsvermittlern. Und falls es nötig war, konnte er ihnen mit seiner Erfahrung auch anderweitig behilflich sein. Wenn sie zum Beispiel optische Geräte – Kameras, Linsen, Fernrohre – hatten, die sie verkaufen wollten, konnte er einiges mehr für sie herausschlagen, als sie auf dem freien Markt erzielen würden.

– Das ist sehr großzügig, sagte Emma, als Alec Iza zur Tür brachte.

Als Alec sich im Flur von Iza verabschiedete, fiel ihm eine Handvoll Männer auf, die von Tür zu Tür gingen, jeder von ihnen mit einer Schultertasche.

– Und?, sagte Samuel, als Alec wieder hereinkam.

– Was?, sagte Alec.

– Freust du dich, dass du deinen Freund gesehen hast?

– Was glaubst du?

– Ich hoffe bloß, du hast dich nicht breitschlagen lassen, ihm alles zu verkaufen.

– Natürlich nicht.

– Oder ihm verraten, was wir mithaben. Die ganze Zeit, die er da gegessen hat, hatte er nur Augen für unser Gepäck.

– Danke, hab ich zu ihm gesagt, und: Auf Wiedersehen.

– Mit so einem Charakter, wie der hat, was er nicht kaufen kann, stiehlt er.

– Wegen Iza würde ich mir keine Gedanken machen, sagte Alec. Wenn er für jemanden eine Gefahr darstellt, dann für sich selbst.

Anderen Besuch hatten sie nicht. Nachdem sie sich einigermaßen in ihrem Zimmer eingerichtet hatten, ging Samuel widerstrebend mit Emma die Treppe hinauf, um Karl und die Enkelkinder zu besuchen. Aus ihrem früheren Leben kannte Alec es nicht, dass sein Vater irgendetwas ungern tat. Er machte, was er wollte, oder machte gar nichts. Fast gegen seinen Willen tat sein Vater Alec leid – auch wenn ihm klar war, dass Samuel nur deshalb mit Emma noch einen Stock höher gestiegen war, weil er lieber mit Karl, Rosa und den Jungs in einem Zimmer saß als mit Alec und Polina.

– Schnell, sagte Alec, ehe sie wiederkommen.

– Ich hab nicht geschlafen. Ich hab mich nicht gewaschen, sagte Polina.

– Schlafen, waschen. Du bist die schönste Frau in ganz Rom. Polina betrachtete den schmutzigen, überheizten Raum.

– Das ist Rom?

– Wir könnten ein Fenster aufmachen.

Am Nachmittag wurden alle zum Mittagessen in die Cafeteria heruntergerufen. Da das Joint Distribution Committee sie erst noch mit italienischem Geld ausstatten musste, bekamen sie ihre Mahlzeit vom Hotel. Zwei italienische Kellnerinnen schlurften durch die Cafeteria und teilten Brötchen und Aprikosenmarmelade aus. Familien mit *bambini* brachten sie auch Milch. Als die Brötchen aufgebraucht waren, zogen sich die Kellnerinnen in die Küche zurück. Schon bald wurde klar, dass es außer den Brötchen nichts zu essen geben würde.

– Das ist bestimmt ein Versehen, sagte Rosa.

Später, als man ihnen ein Abendessen, bestehend aus Salat, gefolgt von Makkaroni, servierte, ließ ein ehemaliger Dissident eine Petition unter den Emigranten herumgehen. Er versprach, eine förmliche Beschwerde bei HIAS und bei Joint einzureichen. Einige Personen unterschrieben, Alec aber lehnte ab, und Karl verbot Rosa, ihren Namen auf die Liste zu setzen.

– Diese Leute bestimmen über unser Schicksal, und du willst sie dir wegen eines Salats zum Feind machen?, sagte Karl.

Als der Mann zu Samuel kam, fertigte der ihn und seine Petition höhnisch ab.

– Ich habe deine Petitionen früher schon nicht unterschrieben, und ich werde jetzt nicht damit anfangen.

– Was meinst du mit »deinen« Petitionen, *Genosse?*, entgegnete der Dissident.

– Das weißt du ganz genau. Du hast Glück, dass wir nicht mehr zu Hause sind, denn da, das kann ich dir versichern, hätte mich so schnell kein zionistischer Agitator *Genosse* genannt.

– Schön, hab ich also Glück, *Genosse*, sagte der Dissident und ging weiter.

Alec, Samuel, Polina und Emma zogen sich in ihr Zimmer zurück. In einem Koffer hatte Emma mehrere Dutzend Päckchen getrocknete Hühnersuppe mit Nudeln verstaut. Im selben Koffer fand sie auch eine Schachtel Cracker. Polina hatte etliche Knoblauchzehen, vier Kartoffeln und eine spanische Zwiebel, alles in Wien gekauft. Die Hälfte der Salami, die sie für die Bahnfahrt eingepackt hatte, war auch noch da. Alec zog einen Topf aus einer Reisetasche und stellte sich hinter seinen Nachbarn am Bad an, um ihn mit Wasser zu füllen. Jeder in der Schlange hatte entweder einen Topf oder einen Wasserkessel in der Hand. Wieder im Zimmer, setzte Emma den Topf auf einer rot glühenden Kochplatte auf. Auf eine andere Kochplatte hatte Polina eine Bratpfanne gestellt, in die sie Zwiebel- und Kartoffelscheiben hineingab. Das Wasser fing gerade an zu kochen, da wurde das Licht in ihrem Zimmer schwächer, flackerte und erlosch dann ganz. Prompt erschallten Rufe und Flüche durchs ganze Hotel. Alec wartete die kurze Weile, bis seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, und suchte im Schein der nachglühenden Kochplatte nach der Tasche, in der sich ihre Taschenlampen befanden. Die Taschenlampen lagen irgendwo zwischen mechanischem Spielzeug, rennenden Spielzeughühnern, kleinen Soldaten der Roten Armee, Taschenmessern, Abakus und Miniaturschachbrettern aus Holz. Sie benötigten – ein Ausweis sowjetischen Einfallsreichtums – keine Batterien, sondern waren mechanisch, angetrieben durch einen langen Metallbügel, den man aufpumpte und so Licht und ein leises Summen erzeugte.

Seine Taschenlampe im Tempo eines schnellen Pulses pumpend, trat Alec in den Flur hinaus. Aus anderen Zimmern traten Leute, die ebenfalls ihre Taschenlampen aufpumpten. Auf die Weise entstand eine Wirkung wie auf dem Land bei Anbruch der Dämmerung. Es war, als erwachten nacheinander nächtliche Insekten und gingen ihren nächtlichen Geschäften nach. Nicht lange, und Alec konnte keine individuellen Lichtquellen mehr ausmachen. Das Summen verlor alle Kadenz und beherrschte das Hotel. Alec vernahm es aus den Stockwerken über und unter sich und sah ringsherum die von den wattschwachen Birnen erzeugten flackernden gelben Halos. Nicht weit von ihm entfernt hockte ein Junge an der

Wand und löffelte Suppe aus einer Metallschüssel, die seine Mutter ihm mit der Taschenlampe beleuchtete. Auf der ganzen Länge des Flurs standen Zimmertüren offen, aus denen die Bewohner heraus-schauten oder an denen sich Grüppchen gebildet hatten. Am Ende des Gangs klimperte ein Mann auf einer Gitarre und sang die erste Zeile eines melancholischen Kriegslieds: *Dunkle Nacht, nur Kugeln pfeifen durch die Steppe*. Da und dort stimmten andere in den Gesang ein und nötigten ihn damit zum Weitermachen. Alec kam an einer älteren Frau vorbei, die wie eine Filmdiva vergangener Zeiten ans Geländer gelehnt sang und völlig in dieser Stimmung aufging. Zum ersten Mal entstand so etwas wie ein Gemeinschaftsgefühl. Die Menschen vergaßen ihren Streit und klagten über das schäbige Hotel: kein Fahrstuhl, kein Essen, kein Strom.

Als Alec zu seinem eigenen Zimmer zurückkehrte, hörte er die bekannten, durchdringenden Stimmen seiner Neffen. Es polterte auf der Treppe, und zwei Lichtkegel sausten umher. Die Jungs rannten die Treppe hinunter und anschließend durch den Flur und leuchteten den Leuten mit ihren Taschenlampen ins Gesicht. Sie waren fünf und sieben, altersmäßig nur halb so weit auseinander wie er und Karl. Juri war der Ältere und Zurückhaltendere und sah aus wie Karl, kräftig und untersetzt, und versuchte dessen lakoni-sche Art nachzuahmen. An Shenja wiederum zeigten sich, obwohl er erst fünf war, die nachteiligen Wirkungen der Verhätschelung durch seine Mutter und seine Großmutter. Er hatte Übergewicht und war unverschämt – Eigenschaften, die er, wie Alec hoffte, noch ablegen würde. Emma wies gern darauf hin, dass er in dem Alter noch hundertmal schlimmer gewesen sei als sein Neffe.

Nachdem er die Hälfte der Leute im Flur geärgert hatte, leuch-tete Juri Alec mit seiner Taschenlampe ins Gesicht.

– Suchst du jemanden?, fragte Alec.

– Den Kapitän, sagte Juri.

– Den vom *U-Boot*, rief Shenja. Siehst du denn nicht, dass wir untergehen?

– Dass wir in Schwierigkeiten stecken, hab ich gemerkt.

– Der Kapitän ist verwundet, sagte Juri.

Bevor die Jungs wegrennen konnten, kam Karl die Treppe her-

unter und rief sie. Schmollend kamen sie angeschlurft. Karl brachte sie zu Emma, die vier Schüsseln auf dem Boden vor ihrer Zimmertür abgestellt hatte.

– Hinsetzen, sagte Karl.

Die Jungs rutschten mit dem Rücken an der Wand hinab und ließen sich hinplumpsen.

– Esst, meine Engelchen, sagte Emma. Großmutter hat eine leckere Suppe gemacht.

– Wie sollen wir die denn essen?, fragte Shenja. Wir haben keine Löffel.

– Entschuldige, Engelchen, sagte Emma. Großmutter konnte die Löffel nicht finden.

– Nimm die Schüssel hoch, trink und beklag dich nicht, sagte Karl.

Alec stand neben seinem Bruder und leuchtete an die Wand neben Karls linker Schulter. Die Wand, ein schmutziges gebrochenes Weiß, strahlte gerade so viel Licht ab, dass Karls Gesicht von der Seite erhellt wurde. Karl stand ins Gesicht geschrieben, dass er die anarchische, karnevalistische Atmosphäre in dem Hotel nicht verführerisch fand. Seine Gedanken kreisten auf anderen Bahnen. Wenn Alec einen Zirkus sah, wollte er gleich mit ihm mitziehen, während Karl im Kopf schon die Kosten für die Fütterung der Elefanten überschlug und verkündete, dass die Akrobaten geschlechtskrank waren.

So würde es jeden Abend sein, sagte Karl. Je früher sie aus dem Hotel herauskamen, desto besser.

– Du weißt aber schon, dass Joint acht Übernachtungen im Hotel bezahlt, sagte Alec.

– Du möchtest noch sieben solche Tage?

– Ich wäre bereit, sofort zu gehen.

– Der Hotelmanager hat einen Vertrag mit Joint. Solange weitere Züge kommen, ist sein Hotel ausgelastet. Deshalb setzt er uns diesen Fraß vor. Und solange er uns Fraß vorsetzt, stöpseln die Leute ihre Kochplatten ein. Auf unserer Etage ist ein Busfahrer aus Tula. Er ist seit vier Tagen hier. Jeden Scheißabend brennen die Scheißsicherungen durch.

– Warum ist er dann noch hier?

– Er fährt jeden Tag mit dem Zug nach Ladispoli. Die Makler verlangen Mondpreise für Bruchbuden. Unser Pech. Es ist Sommer. Hochsaison. Die Römer wollen raus aus der Stadt, am Strand liegen, im Meer schwimmen. Der Busfahrer kommt nach einem Tag Gebettel heim und weint im Bad, damit seine Frau und seine Kinder nichts merken.

– Und was bedeutet das für uns?

– Der Busfahrer guckt so traurig und treuherzig. Ein Blick in diese Visage, und du möchtest ihm ein Messer in den Rücken stoßen.

– Und unsere Gesichter?

– Mein Gesicht ist so, wie es verlangt wird. Und was deins betrifft: Kann gut sein, dass es eine sexuell frustrierte Frau mit einer Wohnung gibt. Ich jedenfalls habe nicht vor, hierher zurückzukommen und im Bad zu weinen.

5

POLINAS GEFÜHL DER ENTWURZELUNG WAR ÜBERWÄLTIGEND. Der Grenzübertritt bei Tschop war ein Albtraum gewesen, aber dieser Albtraum entsprach wenigstens einer verqueren russischen Logik. Das Grausame und Unsinnige daran war auf typische Weise grausam und unsinnig. Schon während des kurzen Zwischenstopps in Bratislava, wo sie in den Zug nach Wien umsteigen mussten, hatte sich ihr Fremdheitsgefühl verstärkt – dabei befanden sie sich bloß in der Tschechoslowakei, wo es nicht besonders schwer war, Menschen zu finden, die Russisch sprachen. Wien erschlug sie, hier kam einem jeder Schritt wie ein peinlicher Fehltritt vor, aber wenigstens hatte Alec die Sprache verstanden. Trotzdem nahm sich alles Vorherige im Vergleich zu Rom milde und vernünftig aus. Als sie und Alec an ihrem ersten Morgen in der Stadt auf den Gehweg vor dem Hotel hinaustraten, hatte Polina den bestimmten Eindruck, dass alle Autos und alle Fußgänger mit Absicht auf sie zugerauscht kamen. Sie hatte noch nie so viel Verkehr gesehen. Autos, Mopeds und Menschen wogten nach einer unergründlichen Choreografie durcheinander. Sie beobachtete einen Mann, der die Straße überquerte und es irgendwie mehrmals schaffte, nicht von einem Auto oder einem Moped, auf dem zwei männliche Jugendliche mit nacktem Oberkörper saßen, umgefahren zu werden. Auf dem Gehweg kam eine Mutter an ihnen vorbei, die ein kleines Mädchen an der Hand hielt. Das Mädchen war nicht älter als vier oder fünf und plapperte eintönig auf Italienisch. Diese Kleine, dachte Polina, weiß sich in dieser Stadt besser zu helfen als ich. Sie setzt einen Fuß vor den anderen. Geht über eine Straße. In Wien hatten sie Gerüchte über Rom gehört. Die Stadt war schmutzig, die Kriminalität ausufernd. In der Nähe des Bahnhofs herumzulaufen be-

deutete praktisch, seine Wertsachen abzuschreiben. Roms Behauptung, ein Teil von Europa zu sein, hieß es, traf für die Stadt nur im geografischen Sinne zu. Wien war Europa, Leningrad war Europa, Riga und Moskau. Mit seiner sengenden Sommerhitze, dem Schmutz und der Unordnung war Rom Afrika.

HIAS hatte Stadtpläne an die Familienoberhäupter ausgegeben und erwartete, dass sie sich allein durchschlugen. Polina besaß zwar einen guten Orientierungssinn, aber als sie an ihrem ersten Tag auf Erkundungstour gingen, nahmen Alec und Karl die Stadtpläne an sich. Nicht lange, und sie hatten sich verlaufen. Sie waren zwar in die richtige Straßenbahn eingestiegen, jedoch in die falsche Richtung. Als Karl und Alec ihr Versehen bemerkten, waren bereits zehn Minuten vergangen. Sie stiegen aus, gingen die Strecke in der Nachmittagshitze zu Fuß zurück und blieben alle paar Straßenkreuzungen kurz stehen, damit Emma einen Schluck Wasser aus der Thermoskanne trinken konnte. Da sie ihr Geld bereits für die Straßenbahn in die falsche Richtung ausgegeben hatten, fehlte es ihnen für die Bahn in die richtige Richtung. Einmal sah Emma einen Park und bestand darauf, dass Samuel sich ausruhen müsse, und sie drängten sich im Schatten einer Palme zusammen. Rosa, die ihre Jungs bei der Frau des Busfahrers gelassen hatte, beschwerte sich über eine Frau, die sich beim Frühstück einen Nachschlag bei der Milch organisiert hatte mit der Behauptung, ihr Sohn sei erst zwölf.

– Erst zwölf! Da hatte nicht mal Stalin so einen Schnurrbart.

Sie erkannten ihr Ziel, als sie es erreichten, an der großen Gruppe von Emigranten, die davor herumirrte. Sie drängten sich durch die Menge und meldeten sich bei einem Wachmann. Ihm, einem Emigranten wie sie selbst, mussten sie erst ihre Namen und ihren Geburtsort aufsagen, bevor er sie ins Gebäude hineinließ. Obwohl der Hinweis bei der Hitze überflüssig war, schärfte er ihnen ein, dass die Benutzung der Treppe ausdrücklich verboten war. Sie fuhren vier Stock mit dem Fahrstuhl nach oben und gingen durch einen Korridor in einen großen, mit Menschen gefüllten Warteraum. Es gab nicht genug Stühle für alle, sodass einige auf dem Boden saßen, während andere an der Wand lehnten. Die

belebten, matronenhaften Georgierinnen und Aserbajdschanerinnen waren verstummt. Einige fächelten sich Kühlung mit den schwarzen Seidenfächern zu, die sie mitgebracht hatten, um sie auf den Märkten zu verkaufen. Die dazugehörigen Männer schauten auf ihre Schuhe oder an die Decke. Die einzige Ausnahme in der allgemeinen Lähmung bildeten drei Greise, die sich über ein kleines Schachbrett beugten, und eine hübsche junge Frau mit dunklen Haaren, die ihrem Sohn mithilfe der Anschläge an den Wänden das Lesen beibrachte. Der Junge formte die Worte, indem er jeden Laut einzeln aussprach. Mit klarer, ernster Stimme, die Polina unerwartet zu Herzen ging, artikulierte er:

MEIDEN SIE BEI DER WOHNUNGSSUCHE VIERTEL MIT
HOHER KRIMINALITÄT

BIETE ENGLISCHUNTERRICHT.

ZIMMER IN SAUBERER WOHNUNG FREI. ROM. NACH
LUIGI FRAGEN.

DAS FÜHREN UND DER BESITZ VON KRAFTFAHRZEUGEN
SIND VERBOTEN.

ZIELLAND KANADA ODER AUSTRALIEN: GUTE ENGLISCHKENNTNISSE: JOINT UND HIAS STELLEN DOLMETSCHER EIN.

– Wie heißt du, mein Kleiner?, fragte Polina.

– Vadik, antwortete der Junge.

– Du kannst sehr gut lesen.

– Er kann auch Gedichte aufsagen, sagte Vadiks Mutter. Er hat schon »Der Regimentskommandeur« gesungen, da war er erst zwei. Wenn er in der Stimmung dafür ist, kann er auch was von Marschak.

– Möchtest du ein Gedicht aufsagen?, fragte Polina.

– Über Lenin?, fragte der Junge.

– Wenn du willst.

Der Junge nahm Habtachtstellung ein, presste die Finger unterhalb des Saums seiner Shorts an die nackten Oberschenkel und hob das Kinn, damit seine Stimme besser trug.

– Die Strophe hat er im Kindergarten gelernt, sagte seine Mutter. Mit Gefühl und Überzeugung sprach die glockenhelle Stimme:

– Als Lenin noch ein Kind war/ Mit einem Kopf voller Locken/
Ist auch er fröhlich/ Durch verschneite Berge getollt/ Stein auf
Stein/ Ziegel auf Ziegel/ Das Leben unseres Lenin hat sich vollendet/
Tief im Kreml/ Ruht ein gütiges Herz/ Die Arbeiter sind traurig/
Und traurig bin auch ich.

Während er sprach, hörten immer mehr Leute ihm zu, und als
der Junge mit dem Gedicht fertig war, erhob sich schmetternder
Beifall.

– Jetzt sag uns eins über Breschnew auf, rief ein Mann.

– Sei doch nicht so gemein, erwiderte eine Frau.

– Hör nicht auf ihn, sagte ein Dritter.

– Sehr schön, sagte Polina zu Vadik, als der die Hände von der
Hosennaht nahm.

– Ob Sie's glauben oder nicht, er kann mehr Gedichte als ich,
sagte die Mutter des Jungen.

– Sie sind bestimmt sehr stolz.

– Danke. Ich wünschte, ich könnte es zu Recht sein. Aber das
war der Kindergarten. Woher kommen Sie?

– Riga.

– Kennen Sie Leningrad?

– So gut wie gar nicht.

– Haben Sie Kinder?

– Nein, sagte Polina.

– Na ja, da gibt es einen wunderbaren Kindergarten. Der beste
in der ganzen Stadt. Mein Mann hat überall seine Beziehungen
spielen lassen, hat alle mobilisiert, die ihm einen Gefallen schul-
dig waren. Wir hatten Geld gespart für ein Auto, aber als wir er-
fuhren, dass es eventuell klappt, haben wir uns fast von der ganzen
Summe getrennt. In Riga war es bestimmt auch nicht anders.

– Bestimmt.

– Es war ein wunderbarer Kindergarten. Ausgezeichnete Leh-
rer. Fortschrittliche Erziehungsmethoden.

– Schon gut, sie versteht schon, fiel der Mann seiner Frau ins
Wort. Der Kindergarten war gut.

– In den Pausen haben die Kinder in einem Garten unter Apfel-
bäumen gespielt, fuhr die Frau fort.